

Wie ein Treibholz im Fluss

Florian Gucher

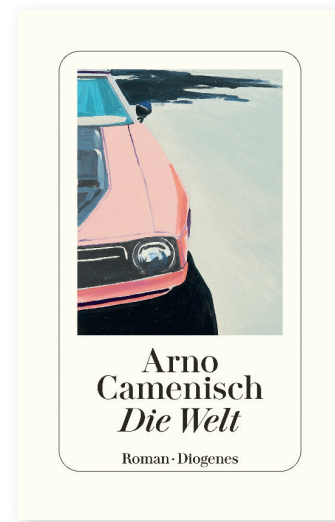


Arno Camenisch: „Das ‚Wo‘ ist nicht so entscheidend, es geht vielmehr darum, was es mit einem macht, wenn man aufbricht.“

So sehr der Weg auch vorgezeichnet scheint, manchmal muss man feste Strukturen aufbrechen, um nicht unterzugehen. Vom Leben voller Abenteuerlust und gegen den schnöden Alltagstrott erzählt Arno Camenisch in seinem neuen Roman „Die Welt“. Gespeist von seinen eigenen Erlebnissen als Mittzwanziger sind es all die vom Autor dargelegten Bestimmungen, höheren Mächte und Bauchentscheidungen, die ein ganzes Leben umkrepeln können. Und der unstillbare Hunger nach unbekannter Kost. Adrenalingeladen und mit jugendlicher Leichtigkeit im Rücken geht’s dann Schlag auf Schlag, hinein in das Unentdeckte, Ungeplante mit einer Sprache, die so rasend schnell pulsierend und ratternd auf uns einprasselt, wie es die Unbeschwertheit des Lebens nur tun kann.

Von endlosen Aufbrüchen und Ankünften

„Dann wurde mir eine Stelle über fünf Jahre angeboten, es sollte eine leitende Stelle sein, ich war dreiundzwanzig und



die Vorstellung, das Leben bis dreißig bereits durchgeplant zu haben, kam mir einem Gefängnis gleich.“ Aus diesem Gefühl heraus bricht der Ich-Erzähler aus der Enge der Schweizer Berge aus und sucht die Weite der Welt auf. Wie oft im Roman „Die Welt“ sind es Drehmomente, die aufhorchen lassen und dem Leben eine ganz andere Richtung vorgeben. Dinge, die Ewigkeitscharakter erhalten, so beiläufig sie auch geschehen. Arno Camenisch schreibt sich in seinem neuen Roman fast in Rage, wenn er von seiner Weltreise, anschließenden Rückkehr und dem folgenden Wiederaufbruch berichtet. Zeitgleich ist es auch seine persönliche Geschichte, die er erzählt. Gewissermaßen aus kritischer Distanz des reifen, erwachsenen Blickes, doch in den Mund eines knapp über Zwanzigjährigen gelegt, der mit einem vorgeplanten Leben so überhaupt nichts anfangen kann und ausbrechen muss. Aber wohlwissend, dass die Reise ihn verändern wird: „Das ‚Wo‘ ist nicht so entscheidend, es geht vielmehr darum, was es mit einem macht, wenn man aufbricht. Dieses Gefühl liebe ich heute noch, das macht mich hellhörig“, so Camenisch. Dabei hat es durchwegs was mit der Zeit der Coronapandemie mit all ihren Einschränkungen zu tun, die ihn gedanklich zurück in seine Jahre des Umbruchs schweifen ließen und die Initialzündung zur Entstehung des Buches gaben: „Nachdem wir während zweier Jahre eingeschränkt waren, kommt alles wieder in Bewegung, es ist die Zeit des Aufbruchs und für Neues, und das hat mich an die Zeit erinnert, als ich in meinen Zwanzigern war, mein Leben auf den Kopf gestellt habe und über die Kontinente zog“, so der Autor, der Veränderungen nicht scheut: „Wenn die Zeit reif ist, muss man neue Wege gehen, ansonsten dreht man sich im Kreis. Vielleicht ist es nicht so zufällig, dass ich Schriftsteller geworden bin, ich mag es, wenn etwas offen ist, feste Strukturen engen mich ein.“

Auskleiden, was einengt

In Retrospektive lockt er die intensivsten, bleibenden Erfahrungen wieder ans Tageslicht und begründet, warum es wichtig sein kann, auf die innere Stimme zu hören. Unbeschwertheit trifft auf Tristesse und Einheitsbrei des Lebens ringt mit ihr, um aus dem Leben ein Fest zu machen. An vielen Stellen wirkt der Roman wie eine Hommage an das Reisen, bei einem genaueren Blick ist er mehr. Er huldigt den Mut, loszulassen, aus den vorgefertigten Schuhen auszutreten und Perspektiven auch mal umzukrepeln. Mit Anekdoten bereichert, ist es dann die Einsamkeit des Reisens, die